

Charles Linsmayer

«Ohne Provinz gibt es keine Dauer»

Ein Besuch bei Maurice Chappaz

Aus dem «Kleinen Bund» vom 9.7.2005

Maurice Chappaz hat mit seinem lyrischen, erzählerischen und essayistischen Werk das Wallis, sein Beharren zwischen Tradition und Moderne zu einem Thema der Weltliteratur gemacht. Aus Anlass seiner Aufnahme in die renommierte Reihe «Poètes d'aujourd'hui» hat der «Kleine Bund» den 89-jährigen Dichter in der Abbaye von Le Châble besucht.

Wer, mit dem bernhardinerverzierten St.-Bernhard-Express von Martigny her kommend, am Dorfrand von Le Châble die Abbaye, den ehemaligen Sommersitz der Äbte von St-Maurice, betritt, befindet sich in einem verzauberten Bezirk. «Ich bin von Ort zu Ort gepilgert, aber das Haus, wo ich zu sterben hoffe, ist das Haus meiner frühen Kindheit», hat Maurice Chappaz 1987 geschrieben.

Wenn sich nach dem steilen Aufstieg in den oberen Stock die Türe hinter einem schliesst und man in dem kirchenartigen dämmrigen Entree mit seinen Hirschgeweihen, den unzähligen alten Büchern und dem grossen, von Büchern, Zeitungen und Manuskripten überhäuftem Tisch steht, während der Blick durch die eine verschattete Fensterfront auf die Walliser Bergwiesen hinausgeht und immer wieder zu den andern ebenfalls mit Büchern und Papieren ausgefüllten Räumen schweift, zu Chappaz' Schreibzimmer und dem Zimmer der 1979 verstorbenen Corinna Bille: Dann fühlt man sich wie auf magische Weise eingebunden in ein langes, fruchtbares Dichterleben. Genauso kann es einem auch dreihundert Kilometer nordöstlich davon ergehen, wenn man durch den Torbogen des Hauses Kapf im aargauischen Althäusern tritt: auch das eine alte geistliche Sommerresidenz (jene der Äbte

von Muri), auch das Kindheitshaus und letztes Refugium in einem, auch das der Entstehungsort von grosser, intensiv beseelter Dichtung: derjenigen von Erika Burkart.

Sogleich, als sei er am Vortag bei irgendetwas unterbrochen worden, beginnt Maurice Chappaz das Gespräch, wendet sich von einem Zeitungsartikel und einer Briefausgabe mit falschen bibliografischen Angaben - «Ah, les professeurs!» - der Jagd und damit seinem Onkel und Mentor Maurice Troillet (1880-1961) zu, dem legendären Walliser Staatsmann, der einen Notar aus ihm machen wollte, dann aber doch vom Dichter beeindruckt war - und als dann endlich das vereinbarte Interview beginnt, zu Wein aus dem Weinberg Troillet-Chappaz-Bille und Spezialitäten aus dem Val de Bagne, da sind die vielleicht schönsten, tiefsten Dinge bereits gesagt.

«Spitzbübisch und gut»

Seltsam, wie noch immer zutrifft, was Corinna Bille sich nach dem allerersten Treffen notiert hat: «Ich habe noch nie jemanden sich mit solcher Präzision ausdrücken hören. Keinerlei Zögern. Wie gehämmert.» Auch von der Physiognomie her könnte man den Beobachtungen von 1942 noch immer beipflichten, wenn Chappaz einem da in seiner dunklen Wohnküche gegenüber sitzt und jedes Wort begleitet und unterstreicht mit einer Geste der Hände und einem unverwechselbaren Ausdruck des schönen alten Gesichts: «Lächeln. Eine komische Asymmetrie. Die eine Braue höher als die andere, schwarze, ein wenig verkniffene Augen, die sich öffnen. Spitzbübisch und gut.»

Treue zum Katholischen

Von Maurice Troillet ist nochmals die Rede, dem Besitzer des Hauses in Chappaz' Kindheit. 1990 hat er in «La Veillée des Vikings» (nebst demjenigen von Corinnas Vater Edmond Bille) Troillets langsames Sterben auf ergreifende Weise beschrieben. 1991 kam die Korrespondenz mit ihm in Buchform heraus. Troillet hätte den jungen Chappaz nicht nach St-Maurice ins Kolleg der Augustiner Chorherren schicken dürfen, wenn er wirklich einen Notar aus ihm machen wollte. Da konnte einer, wie Chappaz im Rückblick erkennt, nur Priester oder

Schriftsteller werden: wie ausser ihm z. B. auch Charles-Albert Cingria oder Georges Borgeaud.

Aber vom dort eingeübten Katholizismus ist Chappaz nie mehr losgekommen, aller gelegentlichen rebellischen Allüre zum Trotz. «Für mich heisst Religion: Verbindung mit dem Kosmos, der Natur. Und die katholische Religion dient mir als Führerin zur Natur. Wie jede Kultur hat auch Religion eine Sprache, und diese katholische Sprache finde ich ausserordentlich schön: die Messe, der gregorianische Gesang, die kleinen weissen Kapellen links und rechts am Hang.»

In seinem Frühwerk hat Chappaz die Natur mit geradezu religiöser Inbrunst gefeiert. «Mich hat auch die Stadt interessiert», meint er heute. «Aber wenn ich an etwas glauben soll, dann brauche ich die Natur wie den Atem: den Himmel, das fliessende Wasser, die Blumen, die Bäume. Das irdische Paradies ist nicht eine Stadt, sondern ein Garten, und nicht umsonst meint Kultur zugleich Kunst und Bebauen der Erde.»

Die gefeierte und bedrohte Natur

Und das monumentale Stauwerk, wo Chappaz zwei Jahre als Hilfsgeometer arbeitete, ein Erlebnis, das er 1965 im «Chant de la Grande Dixence» fast wie im Geiste des sozialistischen Realismus besungen hat? «Die Kraft ist nicht in Frage zu stellen, die Technik ist bewunderungswürdig, die Pyramiden sind es auch.» Eine Aussage, die stutzig macht, wenn man weiss, bis wohin er die Verurteilung der zivilisatorischen Landschaftszerstörung im «Portrait des Valaisans» (1965), im abgründigen «Match Valais-Judée» (1968) und in den «Maquereaux des cimes blanches» (1976) getrieben hat - bis zum Vergleich mit Auschwitz und bis zur Rede vom «unbewussten kollektiven Selbstmord» der ganzen menschlichen Zivilisation! Kein Zweifel: Chappaz ist milder geworden. Auf die Monstrosität namens Verbier angesprochen, meint er: «Hätte ich einen Zauberstab, so würde ich das alte Verbier wiedererstellen. Aber Verbier ist nicht das Schlimmste, Montana ist schlimmer, und wie es mit Davos ist, weiss ich nicht.»

Dass wir am Ende der Zeiten, «à la fin des temps», angelangt seien, davon lässt er nicht ab. Ein Prophet aber will er nicht sein, vorhersehen könne er nichts. 1953, in «Grand-Saint-Bernard», hat er den inso-

fern dann wünschbaren Sieg der «Zivilisation der Staudämme» davon abhängig gemacht, dass alle Priester an Gott glaubten und wir alle Revolutionäre seien. Jetzt stellt sich ihm die Frage sehr viel einfacher: «Haben wir mit den technischen Mitteln, die uns inzwischen zur Verfügung stehen, tatsächlich glücklichere Menschen hervorgebracht?»

Und was ist mit der Liebe?

Schon der St-Mauricer Klosterschüler feierte die Liebe ohne alle konkrete Erfahrung und ein bisschen altklug als «Merveille de la femme»; und in «Les grandes Journées de printemps» (1944) sang er beglückt von Fifon, wie er Corinna Bille insgeheim nannte. Sie war die grosse weibliche Offenbarung seines Lebens, sie wurde nicht nur die Mutter seiner Kinder, sondern liess ihn auch an ihren dichterischen Visionen teilnehmen, ja regte ihn, nachdem sie ihn eine Zeitlang damit auch gelähmt hatte, mit ihrer schöpferischen Unermüdlichkeit zu eigener Produktivität an.

Wie sehr ihr Verlust ihn getroffen hat, ist aus der Schilderung ihres Todes in «Octobre '79» und aus der Gestalt gewordenen Trauerarbeit der mehr als 20 Bücher zu erahnen, die er nach ihrem Tod aus dem Nachlass herausgab. Mit einem Engagement, als handle es sich um mit Herzblut geschriebene eigene Werke.

Eine schöpferische Symbiose dieser Art war für Chappaz nicht wiederholbar. 1991 hat er dennoch wieder geheiratet. Auf der Reise im Frachtschiff, die ihn 1992 in die kanadische Heimat seiner zweiten Frau, Michène Pestelli-Caussignac, führte, notierte er sich ins Tagebuch: «J'ai besoin d'aide, femme, barque, mais pas de confident.»

Allerdings: «Wer gar keine Sexualität mehr hat, kann auch nicht mehr schreiben», erklärt der bald 90-Jährige jetzt, im Juni 2005, an seinem Küchentisch und blickt, bevor er weiterfährt, unsicher zu der neben ihm sitzenden Michène hinüber, die von der kanadischen Literatin längst zur Walliser Bäuerin geworden zu sein scheint. «Dieses Unbekannte, dieses zu Erforschende in einer Frau, ist eine immense Kraft.» Was aber ist Liebe? «Liebe ist Glaube, Glauben und Lieben ist genau das Gleiche.»

Mit einem Lächeln sterben

Im «Office des morts» von 1966, jenem Lyrikzyklus in Form einer Messe, heisst es im «Halleluja»: «Der Tod steigt in mein Herz / wie eine Schwalbe / Der Tod ist wie Kinderatem im Winter / Ich sag zu ihm: Du schenkst mir Freude.» Und auch jetzt, fast 40 Jahre später, verschwindet, wenn wir auf den Tod zu sprechen kommen, das Lächeln nicht von Maurice Chappaz' Gesicht. «Nein», ruft er aus, «der Tod ist keine traurige Sache, er könnte durchaus etwas Fröhliches sein. Ich jedenfalls möchte es halten wie Ella Maillart, die an ihrem letzten öffentlichen Auftritt in Martigny auf eine entsprechende Frage geantwortet hat: ‚Ich möchte mit einem Lächeln sterben können.‘»

Nicht nur in «Office des morts», auch in vielen weiteren Werken hat Chappaz sich mit dem Tod auseinandergesetzt. Am schönsten, leichtesten wohl in dem von sanftem Humor erhellten Band «A rire et à mourir» von 1983, wo er, im Deutschen unübersetzbar, dem Wort «sterben» / «mourir» selbst das Wort «rire» / «lachen» entlockt hat. Und was wünscht er sich für nachher, nach dem Tod? «Jeder wünscht sich, dass das, was er gemacht hat, lebt. Aber leben heisst in diesem Fall: Dass andere Menschen es anerkennen und in eine andere Sache verwandeln, die schön ist. Aber eigentlich sollte man sich die Frage gar nicht stellen. Wenn die Dinge einen Wert haben, leben sie von selbst!»

«Judas, c'est moi!»

Chappaz' Schreiben ist in den letzten Jahrzehnten immer intimer geworden, persönlicher, tagebuchmässiger, privater. Bis auf das «Evangile selon Judas» von 2001, an dem er zehn Jahre gearbeitet hat und das Jesu Leben aus der Optik des Mannes beschreibt, der ihn am Ende verriet. «Bei Karl Barth habe ich gelernt, was die Freiheit des Menschen ist», erklärt Chappaz. «Und seine Deutung des Judas hat mich in meiner Absicht bestärkt. Das Schicksal dieses Verräters berührt mich. Und ich wollte an seinem Beispiel dem Geheimnis von Gut und Böse auf die Schliche kommen. Ich wollte verstehen. Und ich verstand, dass in diesem Judas etwas von uns allen steckt, auch von mir, so dass ich paradoxerweise sagen kann: Judas, c'est moi!»

Die Schweiz als Chance

Auf Französisch sind heute alle früheren Bücher von Maurice Chappaz in Neuausgaben greifbar. Und eben diesen Frühling ist er mit einem von Christoph Carraud betreuten Kommentar- und Textband auch in die legendäre Reihe «Poètes d'aujourd'hui» von Seghers aufgenommen worden - ein nützliches, umfassendes Lesebuch, das aber in seinem biografischen Teil das Phänomen Maurice Chappaz mehr verklausuliert als erhellt.

Auf Deutsch hingegen ist zurzeit gerade mal ein einziger Chappaz-Titel greifbar: die Gedichtanthologie «Das Herz auf den Wangen» als Bodoni-Druck des Verlags Im Waldgut aus dem Jahre 2003.

Die beklagenswert dürftige Präsenz diesseits des Röstigrabens vermag ihn aber, auch das ein Rätsel seiner Dichterexistenz, keineswegs von seiner Sympathie für die deutsche Schweiz und für die Schweiz insgesamt abzubringen. «Le bonheur d'un petit pays est d'être humain / Entre l'iceberg et le gratte-ciel», hat Chappaz, der im eigentümlichen Vakuum der Grenzbesetzungszeit zum Dichter geworden ist, 1969 in «Vocation des Fleuves» geschrieben.

Auch ein Vierteljahrhundert später steht er nach wie vor zu seinem Engagement. Die Schweiz sei «eine Chance und ein Geduldspiel zugleich», hat er 1998 den Gymnasiasten von St-Maurice erklärt. Und was die gegenseitige Wertschätzung von Literatur innerhalb eines viersprachigen Landes angeht, so verweist er stolz auf die italienische Übersetzung des «Office des morts», die letzten Monat erschienen ist. Ein Werk, das Andri Peer schon 1982 auch ins Rätoromanische übersetzt hat. «In alle vier Schweizer Landessprachen übersetzt zu sein, verschafft einem Buch einen viel längerfristigeren Erfolg als das kurzzeitige Erscheinen in Paris. Paris ermöglicht einem ein grosses Publikum. Aber das genügt nicht. Ohne Provinz gibt es keine Dauer.»

Ganz Grandseigneur und Gentleman, hat es sich Maurice Chappaz nicht nehmen lassen, während des Gesprächs rasch einmal in sein Zimmer zu gehen und ein frisches Hemd anzuziehen. Und am Schluss begleitet er uns auch hinunter vor das Haus, um sich da bei besserem Licht bereitwillig nochmals fotografieren zu lassen.

Als die Besucher schon gehen wollen und er sich einen Moment von der Fürsorglichkeit Michènes zu emanzipieren vermag, zieht er mich noch rasch in den verwunschenen Garten hinein und flüstert mir zu: «Das mit Corinna war so einzigartig, weil sie mich mit etwas Schöpferischem, Visionärem beschenkte. Das war ein Wunder. Das gibt es kein zweites Mal!»